

Gottfried Benn Friedrich Wilhelm Oelze



Briefwechsel
1932 – 1956

Klett-Cotta
Wallstein

Gottfried Benn
Friedrich Wilhelm Oelze
Briefwechsel
1932 – 1956

Herausgegeben von Harald Steinhagen,
Stephan Kraft und Holger Hof

KLETT-COTTA
WALLSTEIN VERLAG

mit Auszügen aus:

Gottfried Benn
Friedrich Wilhelm Oelze
Briefwechsel 1932–1956

Herausgegeben von Harald Steinhagen,
Stephan Kraft und Holger Hof

4 Bde. im Schubert,
zus. ca. 2256 S., ca. 160 Abb., geb., Schutzumschlag
ca. € 199,- (D); € 204,60 (A)

ISBN 978-3-8353-1826-7

Erscheint im März 2016

Der Briefwechsel zwischen Gottfried Benn und Friedrich Wilhelm Oelze umspannt biographisch und werkgeschichtlich den wichtigen Zeitraum von 1932 bis zu Benns Tod im Jahr 1956. Benns Haltung gegenüber der nationalsozialistischen Machtergreifung, seine problematische Hinwendung zum »Neuen Staat« und bald darauf seine Abkehr vom NS-Staat und dessen kategorische Ablehnung, die Zeit als Militärarzt in Hannover, Landsberg an der Warthe, das Kriegsende in Berlin und der literarische Ruhm der letzten Lebensjahre finden sich in diesem intensiven Briefgespräch mit dem Bremer Kaufmann wieder.

Die erste Ausgabe der Briefe von Gottfried Benn an Friedrich Wilhelm Oelze (1977ff.) enthielt keine Gegenbriefe, da Oelze dies zu seinen Lebzeiten untersagt hatte. Für einen späteren Zeitpunkt hatte er es aber in das Ermessen von Harald Steinhagen gestellt, auch seine Briefe eines Tages zu veröffentlichen.

Durch die freundliche Genehmigung des Verlags Klett-Cotta, eine vollständige und gründlich kommentierte Korrespondenzausgabe der überlieferten Briefe und Gegenbrief zu erarbeiten, können wir diese Ausgabe nun nach mehrjähriger Arbeit im Gemeinschaftsverlag der Verlage Klett-Cotta und Wallstein vorlegen.

© Klett-Cotta Verlag · Wallstein Verlag, Göttingen 2016
Gottfried Benn Briefe © 1977, 1979, 1980 J.G. Cotta'sche Buchhandlung
Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen

»Meine Korrespondenz mit Gottfried Benn begann im Jahre 1932. Es war das Jahr der hundertsten Wiederkehr von Goethes Todestag, in ihrem später berühmt gewordenen Aprilheft hatte die *Neue Rundschau* aus diesem Anlaß elf repräsentative europäische Autoren mit Goethe-Beiträgen vereinigt, einer davon Gottfried Benn: *Goethe und die Naturwissenschaften*. Benn, der Lyriker, war mir aus seinen 1927 in Berlin erschienenen *Gesammelten Gedichten* bekannt, der Goethe-Essay war meine erste Begegnung mit dem Prosaschriftsteller, sie wurde entscheidend. Bei der Lektüre dieser knappen, kaum sechzig Seiten umfassenden Darstellung erfuhr ich das spontane Betroffensein, wie es nur die Kunst zu bewirken vermag, wenn die Stunde der Bereitschaft da ist. Die Konturen bekannter Dinge schienen plötzlich verwandelt durch das Medium einer bislang nicht gehörten Sprache, die geeignet war, ein »köstliches Befremden« zu erregen: »Aus nackt gesteinter Prosa erhebt sich eine Säule, die klingt« – so hat Max Rychner in seinem Benn-Essay diesen Eindruck unvergeßlich ins Bild gebracht. Eine Sprache, vertraut und doch befremdlich in ihrer Doppelschichtigkeit: durch einen sachlichen, exakt dokumentierten Bericht über Goethes naturwissenschaftliche Leistung, seinen Kampf gegen Newton und den Physikalismus wird eine dem Inhaltlichen entrückte andere Wirklichkeit sichtbar, in der die bekannten Dinge ihren Aggregatzustand verändern.

Unter diesem Eindruck schrieb ich dem Autor, seine Antwort:

21. XII 32.

vielen Dank für Ihren Brief. Mir eine grosse Freude, wenn Ihnen meine Aufsätze gefallen haben. Eine mündliche Unterhaltung würde Sie enttäuschen. Ich sage nicht mehr, als was in meinen Büchern steht. Seien Sie vielmals gegrüsst.

Mit dieser Absage begann ein Gespräch, das sich über mehr als zwei Jahrzehnte fortsetzen sollte; Benn schrieb mir während dieser Zeit etwa 700 Briefe. Die Anzahl meiner Gegenbriefe ist nicht mehr feststellbar.«

Friedrich Wilhelm Oelze, Erinnerung an Gottfried Benn

Als langjähriger Bekannter der Herrn Dr. Beum teile
ich Ihnen mit, dass Herr Dr. Gottfried Beum lebt &
in Plu-Schönberg Bogenerstr. 20 wohnt.

Ferner soll ich Ihnen in seinem Namen
folgender mitteilen:

"Herta + am 2. VII. 45 im Küchhaus a. d. Elbe, - wohin
ich sie Anfang April evakuiert hatte, - nahen
sich das Leben. - Ursache: Im Zusammenhang
mit dem Wechsel in der Besatzungsarmee, -
Übergang der Orte von der engl.-amerikanischen
Zone in die russische Zone. -

Fehl war an ihrem Grab jetzt." Herrs. Fritzse

fr. Dr. Beum.

Benn an Oelze, o. O. (August–Oktober 1945)

Als langjähriger Bekannter des Herrn Dr. Benn teile ich Ihnen mit, daß Herr Dr. Gottfried Benn lebt u. in Bln-Schöneberg Bozenerstr. 20 wohnt.

Ferner soll ich Ihnen in *seinem Namen* folgendes mitteilen:

»Herta † am 2. VII. 45 in Neuhaus a. d. Elbe, – wohin ich sie Anfang April evakuiert hatte, – *nahm sich das Leben*. – *Ursache*: Im Zusammenhang mit dem Wechsel in der Besatzungsarmee, – Übergang des Ortes von der engl.-amerikanischen Zone in die russische Zone. –

Ich war an ihrem Grab jetzt.«

Herzl. Grüße

gez. Dr. Benn.

Oelze an Benn, Bremen, Mittwoch, 10. 10. 1945

Bremen – Oberneuland

Oberneulander Landstr. 70

10X45

Lieber Herr Benn, es ergibt sich die unerwartete und singuläre Möglichkeit, diesen Brief durch einen kanadischen Offizier (im Civilleben Journalisten) nach Berlin befördern zu lassen, drei Tage, nachdem ich von einem anonymen Absender eine in Hannover abgestempelte Postkarte erhielt des Inhalts: dass Sie am Leben, in Berlin – Bozenerstrasse seien und dass Ihre Gattin am 2. Juli in Neuhaus a. d. Elbe freiwillig aus dem Leben schied. Meine Freude – die einzige in der Tat, die ich mir in den vergangenen Monaten vorzustellen vermochte – über die Nachricht, dass Sie wohlbehalten sind, wird nur beeinträchtigt durch den Gedanken, Sie in Schmerz und Verlassenheit zu wissen durch den Tod der Frau, die Ihnen mehr war als dies, nämlich Helferin und Retterin Ihres Werkes »durch die unterirdischen Gewölbe«, Mitträgerin von Schrecken und Gefahren, die keiner jemals zuvor als Wirklichkeit, die wir nur als Bilder und Visionen einsamer Gehirne kannten. Der Dank, den Sie am Schlusse Ihres Vorworts Ihrer Frau aussprechen, ist auch mein Dank, muß der Dank aller derer sein, denen Ihr Werk den letzten uns gebliebenen Glauben bedeutet, den Glauben an die alleinige Objektivität der »Wirklichkeit aus Hirnrinde« jenseits und über der trügerischen Wirklichkeit dessen, was wir Leben und Geschichte nennen.

Die Gewissheit, dass Sie leben, bedeutet für mich den Entschluß, dennoch und noch einmal hinzunehmen, was kommen muss – mit dem Blick auf Sie und Ihr Werk. Nichts anderes lohnt sich mehr. »Omnia fui et nihil expedit«.

– Das Wichtigste zunächst: Die Manuskripte sind bei mir, unbeschädigt,

von keiner fremden Hand berührt. Am 16. April, schon in Gefechtsberührung mit der englischen Artillerie, brachte ich sie zu Clara Rilke in Fischerhude (etwa 30 km von Bremen), wo sie, bewacht von den Manen des Verfassers der Duineser Elegien, in einer eisernen Truhe schliefen, bis ich sie am 25. September, wenige Tage nach meiner Rückkehr nach Deutschland, hervorholte und hierher, nach Oberneuland, überführte, wo wir jetzt, nach Beschlagnahme unseres Hauses in Bremen-Horn durch die Amerikaner leben. Erlauben Sie mir, kurz von mir zu berichten, daß ich am 26. April nicht weit von Bremervörde von schottischen Truppen gefangengenommen wurde, dann in 7 unvergesslichen Tagen und Nächten nach Belgien, Westflandern, nahe der französischen Grenze gebracht, wo ich bis zum 15. Sept. in einem Gefangenenlager von 15 000 Mann war, vom zweiten Tage an allerdings persönlicher Dolmetscher und Liaison-officer eines englischen Obersten, der mir das Mögliche an Freiheit und guter Behandlung zukommen liess und es mir ermöglichte, auch Brüssel noch einmal unter seiner dritten Besatzung in 4 Jahren wieder zu sehen, nun im nächtlichen Glanz der Neonlichter, der Bogenlampenketten, der Lactaschen und (...)en, und in der Melancholie der überzeitlichen (...)r, der uralten, die mächtiger sind als die (...) mit ihren Kanonen, ihren Massengräbern und tausendjährigen Reichen. Es war im Ganzen eine gute Zeit, ich schlief im Zelt, immer in frischer Luft, ich übersetzte und las die »Lehrjahre«, ein alter Band, gestiftet von der YMCA, zum ersten Male wieder nach 20 Jahren, und erfuhr dabei, daß man 500 engbedruckte Seiten offenbar nur liest, um einen einzigen Satz zu entdecken, den man gerade jetzt entdecken sollte (weil die verdeckten Mächte es so wollten), und diesmal war es dieser: »ich sehe nun wohl, daß es vergebens ist, in dieser Welt nach eigenem Willen zu streben«, das sagte Wilhelm Meister also, als er etwa 30 Jahre alt war, ich sage es mit 55, der Satz verfolgt mich wie ein Refrain im Schlafen und Wachen, nachdem ich doch genau denselben Gedanken schon seit vielen Jahrzehnten viele Male in verschiedenen Varianten formuliert hatte – aber nun musste es wohl dieser simple Satz sein, im Jahre 45, im Gefangenenlager, in Belgien an einem scheinbar ganz beliebigen Punkte unseres völlig undurchsichtigen Lebens.

– Wollen Sie mir, bitte, diese persönlichen Abschweifungen in diesem ersten Briefe nach so vielen Monaten verzeihen, aber ich wollte nur sagen, dass ich garnicht mehr sehe, wohin der Weg geht, weder mein eigener noch die grosse Straße. In der amerikanischen »Enklave« ist es so unerfreulich (um mich ebenso behutsam auszudrücken, wie wir es aus Gestapozeiten gewöhnt sind), dass ich im Begriffe stehe, in die englische Zone überzusiedeln, nach Lüneburg-Häcklingen, vorausgesetzt ich bekomme das Haus dort von den Engländern frei. Unsere »Verluste«, im bürgerlichen Vergangenheitssinne, sind beträchtlich: wir verlieren das Gut in Mecklenburg (3 500 Morgen), ich dort meine gesamte, in 40 Jahren zusammengebrachte Bibliothek, fast alles Mobiliar; in Lüneburg fast alle

von meinem Vater geerbten Sammlungen, Bilder, Möbel verloren; unser Haus in Bremen nach 6 monatlicher Besatzung unbewohnbar. Wir wären auch zu arm, es je wieder zu bewohnen, da unser gesamtes Vermögen im Auslande und an ausländischen Werten beschlagnahmt ist und alle unsere Firmen still liegen. Aber so geht es allen, und den meisten geht es schlimmer. –

Darf ich Sie bitten, wenn sich eine Gelegenheit bieten sollte, mir zu schreiben, wie und wo Sie die letzten Monate verbracht haben, wie es Ihnen gesundheitlich geht, mit welcher Besatzungsmacht Sie zu tun haben, ob Sie in Berlin bleiben werden und können, und ob der Willkommensgruss an die literarischen Emigranten schon zu Papier gebracht ist? Haben Sie die diversen Briefe des Herrn Thomas *Mann*, – komisch oder rührend oder widerlich, ich bin noch nicht entschieden – (»englisch sprechende Enkel wachsen um mich auf«, »ich sehe nicht ein, warum ich die Vorteile meines seltsamen Loses nicht geniessen sollte«, er hat »sein Haus errichtet« er ist »teilhaft einer Atmosphäre von Macht, Überfluss und Frieden«: so an Herrn Walter von *Molo*, der ihn offenbar aufgefordert hatte, einmal seine kalifornischen Pfirsiche und seine Pacificvilla zu verlassen, um die Nachgeburt des Dritten Reiches in Augenschein zu nehmen) – haben Sie diese Briefe gelesen? – Wir müssen uns ja alle erst über Abgründe wieder die Hand reichen; die 6 Monate, die ich in diesem Sommer aus Deutschland fort war, haben eine Fremdheit zwischen mir und fast allem Gewohnten, auch den von Jugend auf gewohnten Menschen aufgerichtet, wie 50 Jahre zuvor niemals. – Aber die Abende, sobald es draussen im Park unter den niedersächsischen Eichen zu dämmern beginnt, gehören Ihnen, dann trenne ich mich von allen und allem und lese Ihre Seiten, manchmal verzaubert und in eine fremde gläserne Welt versetzt, in der die Luft dünn ist, kalt und berauschend – so lese ich bis in die frühen Stunden des Morgens, und bin nicht müde, sondern wach und mit Organen für ein neues, ein *anderes* Leben begabt, in dem die Geschichtskategorie und der Satz vom Grunde jeder Gültigkeit entbehren und ihre Beunruhigung einbüßen .. »Existenz heisst Nervenexistenz, d.h. Reizbarkeit, Zucht, enormes Tatsachenwissen, Kunst« (Provoziertes Leben), ja, und dass Genie immer Universalismus ist in dem Sinne, daß es *alle* Aeusserungs- und Erscheinungsformen des Lebens als Material einbeziehen muß in sein Laboratorium, daß das »enorme Tatsachenwissen« Voraussetzung ist jedes künstlerischen Ausdrucks, auch des lyrischen Gedichts z.B. – das beweist jeder Satz der »Ausdruckswelt«, das beweisen die magischen Beschwörungen und Visionen des Romans (Phänotyp), in dem die unübersehbare Fülle des historischen Détails in eine neue, »zweite« Wirklichkeit transcendiert, die die seltsame Eigenschaft besitzt, nicht nur wirklicher (d.h. überzeugender) zu sein als die Wirklichkeit, aus der sie den rohen Grundstoff nahm, sondern auch von einer Widerstandsfähigkeit, die eben nur dem Abstrakten und Formalen, dem Natürlichen niemals eignet. – Erlauben Sie mir, auf Einzelnes das

nächste Mal zu kommen, heute nur dies, um Ihnen zu danken. Alles, was ich zu wünschen vermag, gilt Ihnen. Schreiben Sie mir, wenn möglich, wie es Ihnen geht?

Unwandelbar Ihr Oelze.

Was soll mit den Manuskripten geschehen? Sie bleiben vorläufig bei mir in Oberneuland, wohin ich mir auch zu schreiben bitte:

Bremen – Oberneuland

Oberneulander Landstr. 70

Falls ich nach Lüneburg gehe, benachrichtige ich Sie, damit Sie disponieren können.

Oe.

Oelze an Benn, Bremen, Dienstag, 30.10.1945

Bremen – Oberneuland

70, Oberneulander Landstr.

30X45

Lieber Herr Benn,

Ich schrieb Ihnen vor etwa drei Wochen, einen längeren Brief; ein Kanadier, der aus Amsterdam von meinem Bruder kommend mich hier aufsuchte, versprach, ihn (den Brief) nach Berlin mitzunehmen, erschien aber nicht wieder, sodaß ich gezwungen war, mich einer anderen Gelegenheit, keiner sehr zuverlässigen, via Goettingen zu bedienen. Es wäre interessant, zu wissen, ob dieser Brief Sie erreicht hat; jedenfalls möchte ich gleich, nachdem bekannt wurde, der Postverkehr in Deutschland bis zur Oder sei ohne Rücksicht auf die verschiedenen Zonen wieder zugelassen, mich erneut bei Ihnen melden. Vor allem: eine von Ihnen autorisierte Nachricht erreichte mich über einen anonymen Absender aus Hannover vor etwa 3 Wochen, Poststempel 5.X. darin war die Mitteilung enthalten, Sie seien in Berlin in der alten Wohnung, Ihre Gattin sei in Neuhaus/Elbe aus dem Leben geschieden. Ich versuchte in meinem ersten Briefe Ihnen auszudrücken, wie diese Nachricht mich tiefer berührt hat als irgend etwas was in meiner persönlichen Umgebung geschieht, und wie nur dieses Ereignis meine tiefe Freude darüber, daß Sie am Leben und wie ich hoffe wohlbehalten sind, mit einem Schatten zu überziehen vermochte, indem ich bedachte, wie sehr Sie beraubt sein müssen durch den Tod eines geistigen Gefährten, den kein Fernerer und weniger Vertrauter zu ersetzen jemals hoffen könnte. – Sodann teilte ich Ihnen mit, daß Ihre Manuskripte sich, von keiner Hand ausser meiner berührt, in meinem Besitz (hier in Oberneuland, wo wir jetzt nach Beschlagnahme unseres Hauses in Bremen-Horn durch die Amerikaner wohnen) befinden, und daß sie während der kritischen Apriltage und dann bis

Anfang September bei Clara Rilke in Fischerhude verwahrt waren, wohin ich sie persönlich kurz vor Beginn der Schlacht um Bremen gebracht hatte in der Voraussicht, daß die Manen des Schöpfers der Duineser Elegien ihnen ein besserer Schutz sein würden als ein Hochbunker oder ein Stahltresor. Seit fünf Wochen lese ich täglich darin, und einiges über meine ersten Eindrücke und meine erste Bewunderung schrieb ich Ihnen in meinem oben erwähnten Briefe. Ich wüsste gerne, welche Verfügung Sie nun über das Werk zu treffen, welche Schritte Sie etwa von mir in der Richtung auf eine Rücksendung oder Veröffentlichung unternommen wünschen. Auf alle Fälle warte ich Ihre Antwort auf diesen Brief ab, ehe ich etwas veranlasse. – Von mir wiederhole ich kurz: daß ich am 26. April ds. Jahres von den Engländern bei Bremervörde gefangen genommen wurde und bis Mitte September Kriegsgefangener in Belgien in einem engl. Lager war; als Verbindungsoffizier und Dolmetscher eines engl. Obersten hatte ich es besser als der Rest. Jetzt, in der amerikanischen Enklave, mit Schippen und Hafenarbeit bedroht, erwäge ich den Gedanken, b.a.W. nach Häcklingen überzusiedeln. Alles erreicht mich aber unter obiger Adresse. – Ich warte mit Ungeduld und Unruhe auf Nachricht von Ihnen. Möge es Ihnen gut gehen!

Unwandelbar

Ihr Oelze

Oelze an Benn, Bremen, Sonntag, 4. 11. 1945

Lieber Herr Benn,

Nachdem ich über Hannover mittelbar Nachricht von Ihnen erhalten hatte, schrieb ich 2 Briefe in die Bozenerstr., einen kurz nach dem 5. Okt., den zweiten am 30. Okt.; diese Orchidee nur zur Anfrage, ob Sie beide erhalten haben? – Die Manuskripte sind bei mir, werden täglich gelesen u. meiner Frau vorgelesen – Trost im Phänotyp. Unser Haus in Horn haben die Amerikaner. – Ich bin in Sorge um Sie!

Alle Gedanken Ihres Oelze

1939 Agapanthus – 1945 (Orchidee) *Cattleya*

Benn an Oelze, Berlin, Mittwoch, 7. 11. 1945

7.XI45

Lieber Herr Oelze, Ihr Brief vom 30.X45 kam gestern an, den von Ihnen darin erwähnten früheren Brief erhielt ich leider nicht. Ihr Brief, der erste seit April, war ein grosses Ereignis, eine aufrichtige grosse Freude



für mich, ein Silberstreif der Hoffnung – haben Sie Dank, dass Sie mich vor allen den Ereignissen, die hinter Ihnen liegen u. den Sorgen und Bedrängnissen Ihres eigenen Lebens nicht vergessen haben. Soweit ich aus dem Aschenhaufen meiner Existenz in den letzten Monaten überhaupt aufblickte u. aufdachte, beschäftigten sich meine Gedanken mit Ihnen und den Neuigkeiten, denen Sie selber gegenüberstehen werden. Leider schreiben Sie nicht, wie es Ihrer Frau geht, ob sie alles erträgt u. ob sie an Ihrer Seite ist. Ich fände es sehr richtig, wenn Sie nach Häcklingen gingen, Ihr Gesundheitszustand liesse es doch garnicht zu, dass Sie körperlich arbeiteten, das müsste doch jeder Arzt ohne weiteres attestieren. Haben Sie Dank für Ihre Worte der Teilnahme zum Tode meiner Frau. Nichts in meinem Leben hat mich so getroffen, so tief getroffen wie dieser Tod, er im Allgemeinen wie in seinen Einzelheiten. Sie nahm sich das Leben, als eine neue andere Besatzungsarmee die englisch-amerikanische ablöste u eine allgemeine Panik in dem Ort ausbrach. Das Nähere ist zu traurig, um es zu erzählen. Ich war im September an dem Grab. Dies Grab u. dieser Tag dort! Mit jedem neuen Tag jetzt wird mein Kummer

unerträglich, es trifft wohl garnicht zu, dass die Zeit einen Verlust lindert.

Was die Manuscripte angeht, so muss ich Ihnen sehr dankbar sein, dass Sie sie durch die Gefahren der Zeit gerettet haben. Durch die Erlebnisse der letzten Monate stehen mir diese Blätter heute sehr fern. Nichts verbindet mich mehr mit den Dingen der Öffentlichkeit. Auch habe ich noch gar keine Schritte unternommen, um festzustellen, ob ich überhaupt publizieren darf. Sicher stehe ich doch – wenn nicht auf den schwarzen, so doch auf den grauen Listen. Berührt mich nicht mehr. In Hamburg allerdings, schrieb mir ein Bekannter, sei in einer Zeitung Aufsatz mit Bild von mir erschienen u. mein Wiedererscheinen erhofft u. begrüsst worden. Es ist ja alles nur regional giltig. Ich wohne im amerikanischen Sector Berlins, weiss nicht, wie die Kulturleitung über mich denkt. Darum bitte ich Sie, zunächst die Blätter zu behalten, bis sich eine relativ sichere Zuleitung nach hier ergibt. Sehr schmerzlich für mich, dass ich Ihre Bemerkungen dazu nicht erhalten habe.

Wie ich mein weiteres Leben einrichte, ob ich es einrichte, weiss ich noch nicht. Ich habe eine Angestellte, die mir Wohnung u. Haushalt versieht, u. ich mache meine Praxis, die überraschend gut geht. Immer allein, kalte Wohnung, keine Öfen, Schweigen u. keine Stunde ohne tiefen Gram. Jene 1½ Jahre in Landsberg waren wohl das Glück: zwei Zimmer in der Kaserne, draussen kleine Häuser u. Wege in die Felder, die wir abends gingen, ein Frieden, den ich nie kannte – ein so bescheidenes Leben u. es war das Glück und nun ist es zu Ende. Da wir uns vorgenommen hatten, unter bestimmten Voraussetzungen zusammen sterben zu wollen u. mit dem Morphium, das sie ohne mein Wissen von hier mitnahm u. dann am 2.VII. verwendete (keine meiner Boten u. Nachrichten war zu ihr gelangt, sie hielt mich wohl für tot), so ruft sie mich sehr sich nach.

Dass wir uns sehen u. sprechen könnten, ist mein grösster Wunsch, aber natürlich bis auf weiteres unerfüllbar. Sollten Sie in Berlin zu tun haben, Sie könnten in meiner Wohnung wohnen u. verpflegen würde ich Sie auch. Gerne verliesse ich Berlin für immer, aber wohin, ist natürlich unmöglich sich zu entscheiden. Eine Praxis in einem Dorf wäre das Gegebene. Nehmen Sie momentane Arbeitsdrohungen nicht tragisch, das sind Massnahmen, die bald einschlafen werden u. für einen Mann Ihrer Talente nichts Definitives haben. Wie ist die neue Wohnung? Wieviel Räume hat man Ihnen zugewiesen? Und wer sitzt in Ihrem Haus in der Horner strasse? Bremen soll ja wohl nach unseren Zeitungsnotizen jetzt englisch werden.

Bitte grüssen Sie Ihre Gattin. Schreiben Sie bitte wieder, Ihre blauen Briefe wären die einzige Brücke in jene Jahre, und der einzige Silberstreif der Hoffnung für mich.

Tausend Grüsse in alter Freundschaft.

Ihr Benn

Benn an Oelze, Berlin, Donnerstag / Dienstag, 8. / 13. 11. 1945

8.XI45.

Lieber Herr Oelze,

ich beeile mich Ihnen mitzuteilen, dass heute Ihr Brief vom 10.X45 bei mir ankam, abgestempelt am 29.X in Göttingen. Sehr vielen Dank! Mich beschäftigt Ihr Schicksal sehr. Haben Sie eine *möblierte* Wohnung zugewiesen bekommen, haben Sie Möbel aus Horn mitnehmen können? Ich sandte gestern einen Brief an Sie – dies zur Orientierung.

Was den Satz aus W. Meister angeht, so ist er sicher sehr des Nachdenkens wert; aber vielleicht heisst es doch, ihn überspannen, wenn man in ihm mehr als eine Bemerkung sieht.

Ich muss mich entschuldigen, dass meine Manuscripte immer noch bei Ihnen liegen u. Ihnen offenbar mehr Verantwortung auflegen, als sie verdienen. Ich danke Ihnen nochmals sehr für Ihre grosse Fürsorge, die Sie ihnen widmeten. Ich habe zunächst gar keine Stimmung, nochmals in die Öffentlichkeit zu dringen, mich in Discussionen einzulassen, mich Angriffen auszusetzen in Bezug auf diese alten Probleme, die alle 30–40 Jahre alt sind u. für meine Generation zu keinem Abschluss kommen können. Auch sehe ich, wenn ich einen Blick in die Zeitungen werfe, dass dort schon vieles von dem, was ich schrieb, ebenso gut dargestellt wird u. das Thema langwieriger Erörterungen ist, – es bedarf meiner Stimme garnicht mehr dazu. – Über den Brief von Th.M. denke ich genau wie Sie. Aber der veranlassende Brief des Herrn v. M. war noch viel übler.

Es ist so kalt bei mir, dass ich keine langen Briefe mehr schreiben kann. Wie ist es bei Ihnen, haben Sie Öfen u. Holz? Wie weit ist Oberneuland von Bremen City ab, ich frage, für den Fall, dass ein Zufallsbote doch vielleicht von hier nach Bremen führe u Sie aufsuchte, um Sie von den Blättern zu befreien.

Meine Gedanken sind oft bei Ihnen u. Ihrer Zukunft u Ihrem persönlichen Geschick. Heute nur diese Mitteilung über den eingegangenen Brief via Göttingen.

Herzliche Grüsse

Ihr Benn

13.XI45.

Oelze an Benn, Bremen, Freitag, 16. 11. 1945

Br. – Ob. 16XI45

Lieber Herr Benn, Soeben erreicht mich Ihr Brief vom 7.XI. in der unwahrscheinlich kurzen Zeit von 9 Tagen (noch vor wenigen Jahren Dauer der Postverbindung Bremen–Buenos Aires), die grösste Freude für mich seit dem Ende des Krieges, und mehr als das: ein tiefes Aufat-

men, als begänne ich erst jetzt wieder zu leben, noch einmal und zum letzten Male zu leben. Daß Sie erhalten sind, ist eine Tatsache, die alles andere überwiegt; und daß Ihre Aufgabe nicht beendet ist – die nämlich, diesem alten durch Geschichte und Erkenntnis erschöpften Kontinent die Stimme zu leihen, die allein verbindliche, im Stil der »globalen synchronen Perspektive«, wie Sie es nennen, die Stimme dieses müden und wissenden Restes von Völkern gegen den blechernen Lärm und die Ungeschliffenheiten der Neuen Welt, die rascher, als die Gutgläubigen erwarteten, ihre Inkompetenz vor den Problemen, vor denen wir versagten, unter Beweis zu stellen im Begriffe ist – daß diese Ihre Aufgabe nicht beendet ist, davon bin ich überzeugt. Und ich glaube, daß – dieses Mal – Deutschland kompetent ist für Europa zu sprechen, ihm die »Ausdruckswelt« als die letzte ihm erreichbare Transcendenz zu eröffnen; die anderen Völker haben nicht tief und unmittelbar genug gelitten, weder die Franzosen noch die Italiener, die durch einen Scheinsieg und eine Scheinrevolution sich nochmals in den absurden Prozess der »Geschichte« eingereiht haben, aus dem wir ausgeschieden sind. Möglich also, dass der Boden, aus dem wir stammen und auf dem wir stehen, nochmals eine entscheidende geistige *revolutio* aus sich entbinden wird: die Zerstörung des Glaubens an »Geschichte«, das Aufhören des Denkens in der Geschichtskategorie, – das heisst auch in Nationalismen, – dafür: die Relativität von »Bezugssystemen«, der Weg zu den »neuen Göttern, die Ordnung und Form heissen«, »sich in der Richtung auf aesthetische Deutung in Bewegung bringen« – der Weg zur Ausdruckswelt also. – Sie sagen, daß alle diese Dinge Ihnen heute in Folge der Erlebnisse der letzten Monate »sehr fern« stehen. Daß Sie völlig allein leben, und keine Stunde ohne den tiefen Gram im Bewusstsein des Verlustes, von dem Sie schreiben, daß nichts im Leben Sie jemals so tief getroffen habe. Ich glaube dies zu wissen und ich bin nicht vermessen genug zu behaupten, daß es in meinem Leben irgendein Ereignis gegeben hätte, dessen Umstände und Folgen diesem Tode vergleichbar wären .. Aber Sie selbst schrieben einst den unvergänglichen Satz, »Allein –: wahrscheinlich gibt es kein Wort darüber, allein und unverbittert in die Stunden des Dunkelwerdens sehen, dem will ich die Krone des Lebens geben.« Die Krone des *Lebens*, und wenn Sie es ertragen um Ihrer Aufgabe willen, es hinnehmen für uns alle, wird das Leben, das nach uns kommt, werden die Künftigen Ihnen die Krone geben, deren unvergänglicher Glanz erst beginnt, wenn das Vergängliche und Zufällige in die Dauer des Legendären eingeht. Ich begreife die Grösse des Opfers das Sie bringen müssen, und ich weiss, dass die Grösse unseres Dankes ihm niemals gleichkommen kann – in der Zeit. Blicken wir also in das Kommende, das Dauernde, in jenes Reich, in dem das grosse Geistergespräch sich unaufhörlich fortsetzt. – Gewisse Bemerkungen Ihres Briefes versetzen mich in die grösste Sorge hinsichtlich Ihres gegenwärtigen Zustandes. Die Heizungs- und Ernährungsverhältnisse müssen in Berlin noch wesentlich schlechter sein

als hier, wo sie schlecht genug sind. Daß Sie unter solchen Verhältnissen noch bereit sind, mich bei sich aufzunehmen und zu verpflegen (falls ich einmal nach Berlin kommen sollte), rührt mich nicht weniger, als die freundschaftlichen und gütigen Worte, mit denen Sie unserer persönlichen Beziehungen und meiner allzu bescheidenen ›Gegenleistungen‹ gedenken. Jedes Ihrer Worte bringt mir erneut die Unmöglichkeit zum Bewusstsein, Ihnen jemals angemessen danken zu können; – wie und womit könnte man auch danken für die Erneuerung und Sinngebung eines Lebens? Sollten Sie, was Sie andeuten, die Absicht haben, Berlin zu verlassen, so würde ich Ihnen – falls Ihre Wahl auf unser Gebiet fiel – *in jeder Hinsicht* behülflich sein, hier unterzukommen, vielleicht sogar in Oberneuland; das Niedersächsische Kränzchen brauchen Sie nicht zu fürchten, es ist verstreut und nicht aktuell. Wir leben hier in drei Zimmern (noch!) in einer schönen 1835 gebauten und nie veränderten Villa, die einem Jugendfreunde von mir gehört, Zimmer hoch und eisig, die Fenster sind gleichzeitig Balkontüren, aber wir verheizen ohne Reue und Gewissensbisse unseren Park in Horn, die Buchen und Eichen, in deren Schatten wir uns doch nie wieder ergehen werden. In unserem Hause (Horner Heerstrasse 7) sitzen seit 2. Mai amerikanische Einheiten, z. Zt. eine Ambulance Unit; die Rasen sind mit Zelten bedeckt, der Teich leergepumpt, die Gewächshäuser zertrümmert; im Hause befinden sich in den unteren früheren Wohnräumen eine Offz.-, eine Uffz.- und eine Mannschaftsmesse; in den ehemals von meiner Frau und mir bewohnten Zimmern im 1. Stock wohnen Sergeanten, spannen sich Wäscheleinen und hat sich zwischen unseren Möbeln Wallensteins Lager aufgetan, nur gibt es mehr Marketenderinnen als bei Schiller. Abschreiben – im guten alten kaufmännischen Stil – dies und alles andere. Unsere Welt ist vorbei. Aus Steinhagen (Mecklenburg) erschien vor wenigen Tagen, geflüchtet, unser Verwalter: das Gut unter 20 Siedler aufgeteilt im Zuge der russischen Agrarreform, der Inhalt des Hauses total vernichtet. Von meiner Bibliothek existiert nicht ein Band mehr, zum Fenster hinausgeworfen, in den Schlamm getreten oder verbrannt die grossen Flaubert-, Balzac-, Byron-, Molière-, Shakespeare-, Dante-Ausgaben, alle die Erstdrucke, und die drittgrösste (private) Goethebibliothek in Deutschland, in 40 Jahren, seit meiner Schülerzeit, von mir zusammengebracht. Abschreiben, – dies wie alles. Und dennoch, das eine ist schmerzlich, die Bücher! Aber Ihre, die ich entweder bei mir oder in Bremen hatte, sind gerettet; und dann hatte mich immer irgendetwas gewarnt, Ihre Manuskripte nach Steinhagen zu bringen, was für ein Glück!

Mit diesen Manuskripten habe ich mich nun, seit ich zurück bin, fortgesetzt beschäftigt, sie für mich gelesen, dann meiner Frau vorgelesen, um besser die unvergleichliche Musik dieser Prosa, ihren zögernden und verschleiernden Rhythmus, – auch da wo er impetuos wird, – den dunklen Glanz von Trauer und Entsagung, der aus Fernen schimmert, die noch keinem andren Auge sich erschlossen haben – um das Geheimnis dieser

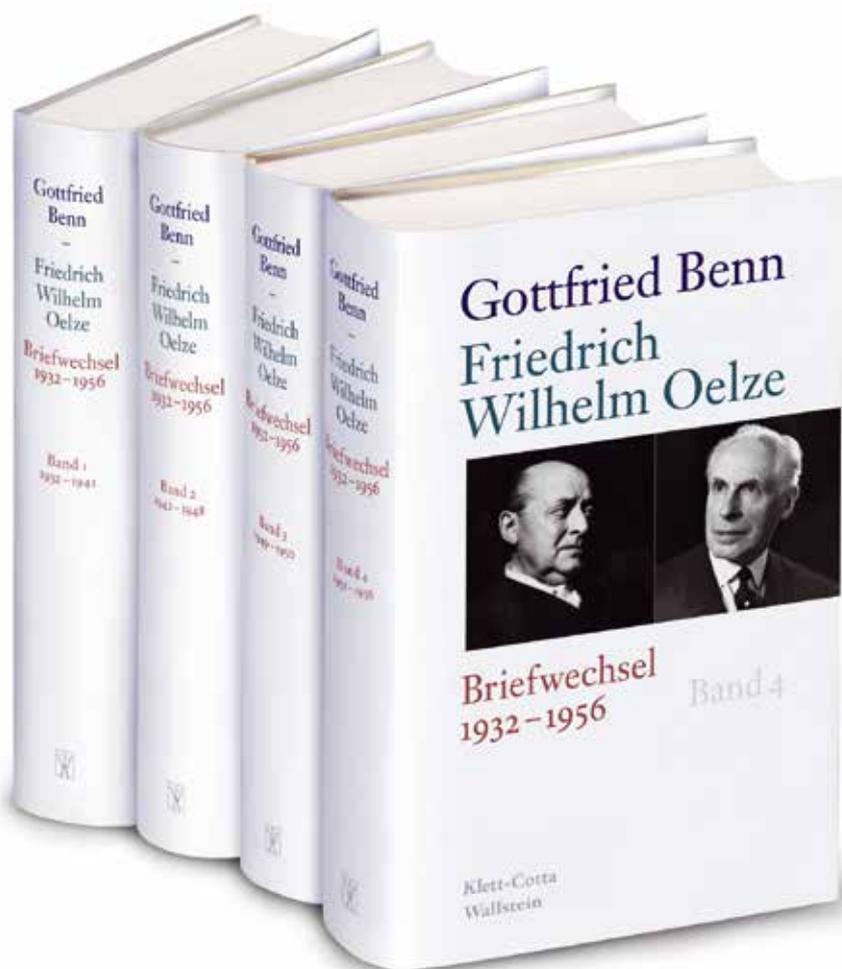
Sprache besser zu ergründen. Wahrscheinlich ist Ihnen als erstem gelungen – was bei Nietzsche Versuch blieb – einen Stil zu schaffen, der auf rätselhafte Weise die beiden Wesenszüge der Sprache vereint: unmittelbarer Ausdruck (Chiffre, ›Musik‹, Lyrik) zu sein *und* die philosophische Bedeutung zu tragen; also die genaueste und abstrakteste mathematische Formulierung *mit Hilfe* des vollkommenen ›artistischen‹ Wortes (›Es gibt Stimmungen und Erkenntnisse, die kann man nur in Worten ausdrücken, die es noch nicht gibt‹ [Lyrik]). Also eine lingua mathematica universalis in einem neuen Sinne? jedenfalls die so oft umworbene, bislang nicht erreichte Vereinigung von Wissenschaft und Kunst (von ›Philosophie‹ und ›Lyrik‹), die Wissenschaft wird wieder, wie vormal, zum artistischen Spiel – das Spiel zur Wissenschaft. (Bitte betrachten Sie dies nur als einen Versuch, einen vorläufigen Wurf ins Ungewisse, um Ihrem Werk näher zu kommen). – Was das Einzelne betrifft, so müsste ich ein Buch schreiben, um es zu würdigen. Der Roman des Phänotyp eröffnet allerdings eine neue Epoche, nach ihm wird der Roman alten Stils, auch der französische-psychologische, bald nicht viel anderes als historisches Curiosum sein. Von grösster Tiefe auf schmalstem Raum, eine an Zauberei grenzende Kunst der Definition, die Schönheit der Formulierung entlegenster und schwierigster Gedankenreihen, die dichterische Gewalt der Antithesen, der Associationen, der Perspektiven, insbesondere in den Kapiteln: Stundengott, Ambivalenz, Der Existentielle, Dialektik, Zusammenfassung – dies alles scheint mir ohne Vergleich in der bisherigen deutschen Literatur. Natürlich ist das Ungewohnte da, die frappanten Kühnheiten und Uebersteigerungen, die neuen Worte oder die durch Abstand und Stellung innerhalb des Satzes veränderten, die der öffentlichen Wirkung vielleicht noch für einige Zeit im Wege stehen werden (allerdings vermag ich nicht zu übersehen, inwieweit die Jugend bereits die fertigen Organe für Dinge mitbringt, die unsere Generation sich erst erarbeiten muß), ich denke, daß die grosse Periode Ihrer öffentlichen Anerkennung und Ihrer Wirkung ins Weite etwa um 1950 herum beginnen wird. Alle Voraussetzungen dafür scheinen mir gegeben; bemerkenswert ist, wie rasch die letzten 12 Jahre verblassen und vergessen werden; es besteht überall, besonders bei den jungen Leuten, eine derartige Resignation und Ablehnung im Hinblick auf alles Politische, Öffentliche, Laute (alle deutschen Staaten werden ja von der Generation der 70jährigen regiert) und eine solche Gleichgültigkeit gegenüber dem Historischen und dem aktuellen Elend, dass eine Hinwendung zum Geistigen, d. h. zur Ausdruck und Form gewordenen Wirklichkeit, mir als fast notwendiger Ausweg erscheint (natürlich nur bei den durch Anlage dazu Berufenen). Ich könnte mir z. B. denken, dass die vier »Das Jahrhundert« betitelten Rückblicke im Phänotyp sehr bald als die zauberhafteste Beschwörung der Gesellschaft, der Moral und der Verflechtung des Geistigen mit beiden im XIX. und der 1. Hälfte des XX. Jhdts. anerkannt sein werden. – Was die Essays der »Ausdruckswelt« betrifft, so bilden sie (abgesehen

von »Block II«, das vielleicht in diesem Zusammenhang ein wenig zu aktuell und gegenständlich wirkt, worauf Sie ja schon in Ihrem Briefe vom 22. I. ds. Jahres an mich hinwiesen), von den grossen Aufsätzen bis zu den Aphorismen eine innere Einheit von vollkommener Schönheit. Einen besonders tiefen Eindruck habe ich, abgesehen von den mir schon aus meiner Schleswiger Zeit bekannten Stücken (»Franzosen«, »Strömungen« etc.) gehabt von: »Provoziertes Leben«, »Bezugssysteme« und »Physik 1943«, wo die letzten Fragen nach der Beziehung zwischen der Ausdruckswelt und dem »Endgiltig Realen« untersucht werden. In der »Relativität der Bezugssysteme« ist eine Erkenntnis ausgesprochen, die mir nicht weniger folgenschwer zu sein scheint als das Einstein'sche t. Meinem Herzen besonders nahe stehen »Pessimismus« und das wunderbare »Pallas« mit seiner Sprache von dem flimmernden Glanz des von der südlichen Sonne erwärmten Marmors. – Auf einzelne Schönheiten muß ich in späteren Briefen zurückkommen, da dieser ohnehin ungebührlich sich auszudehnen droht. (Übrigens die *Generäle* – seit wir die alliierten kennen zu lernen den Vorzug hatten, stellen sich viele der von Ihnen vermerkten Züge doch als nicht ganz so preussisch-lokal bedingt heraus, der Militarismus hat offenbar international gültige Merkmale).

Haben Sie Pläne bezüglich der Veröffentlichung? Oder wollen Sie den Winter vorübergehen lassen? Neulich sah ich flüchtig Rowohlts in Hamburg, wohin die Engländer verschiedene Berliner Verleger gezogen haben. Ich glaube nicht, daß Sie auf einer schwarzen oder grauen Liste stehen; wenn, würde Sie ja der Ausschluß aus der Schrifttumskammer »rehabilitieren«? (Übrigens sitzt in Oberneuland, bei Freunden von mir, Frank Thiess (Reich der Dämonen), den ich einige Male traf; er wird ab 1. Januar in Hannover bei den Engländern Generalintendant aller *niedersächsischen* Theater und »Bevollmächtigter für kulturelle Fragen«!) Über etwaige Pläne und Schritte, die Sie in irgendeiner Richtung zu unternehmen für erwünscht halten könnten, haben Sie vielleicht die Güte mich zu unterrichten? –

Meine Frau ist bei mir in Oberneuland, in guter Gesundheit; sie läßt Ihre Grüsse sehr herzlich erwidern. Durch das Schicksal Ihrer Gattin war sie tief bewegt.

Ich selbst sitze möglichst unauffällig und im Hintergrund; hin und wieder mache ich Uebersetzungen für den Senat von wichtigeren Dokumenten; Dolmetscherposten habe ich abgelehnt, ebenso das Angebot etwaiger wirtschaftlicher Leitung in einem kommenden (*vielleicht* kommenden) Staatssekretariat in Berlin. In der bremischen Wirtschaft sieht es schlimm aus; fast alles, was prominent war, ist verhaftet oder unter Hausarrest oder schippt, niemand ist sicher, der einen besseren Hut trägt. Da ich von 33–34 in der Partei war, bin ich – mindestens in der amerikanischen Zone – belastet. Meine Firma ruht; ich warte, bis mein in Amsterdam lebender Bruder wieder Verbindung mit England hat; ich denke im Frühjahr. [...]



Gottfried Benn
Friedrich Wilhelm Oelze
Briefwechsel 1932-1956

Herausgegeben von
Harald Steinhagen,
Stephan Kraft und Holger Hof

4 Bde. im Schuber,
zus. ca. 2256 S., ca. 160 Abb.,
geb., Schutzumschlag
ca. € 199,- (D); € 204,60 (A)
ISBN 978-3-8353-1826-7